

# Der Weg zum Dreikönigsstern

Autor(en): **Haag, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 7

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666014>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER WEG  
ZUM DREIKÖNIGS-  
STERN

Drei Tage und drei Nächte hatte es geschneit. Die rastlos fahrenden Schneepflüge vermochten kaum mehr, die Strassen und Plätze des Dorfes im Bündnerland frei zu halten. Am vierten Tage endlich hellte es auf.

Dies war der Augenblick, da es Barbara nicht mehr zu Hause litt; sie holte die Skier und fuhr damit aus dem Dorfe hinaus. Die Schönheit des sonnigen Wintertages war so überwältigend, dass Barbara immer wieder stehen bleiben musste, um zu den Wäldern hinauf zu schauen, deren Tannen unter der schweren weissen Decke zueinander gedrängt, eine schicksalshafte Einheit bildeten. Milliarden von glitzernden Diamanten lagen auf den Schneefeldern und den Hängen; die Bergspitzen ragten siegreich, in blendendem Weiss, in den tiefblauen Himmel. Beim letzten Hause des nächsten Dorfes hörte die gepfadete Strasse auf und Barbara war es, als ob sie in einem Bachbette weiterliefe, denn der schmale, ausgeschaukelte Weg war gesäumt von zwei bis drei Meter hohen Schneemauern. Weiter ging es, immer sachte abwärts. Schon erkannte Barbara ein ihr vertrautes Hüttchen oder einen Stall und bei einer Biegung erblickte sie ihr Ziel, ein jahrhundertealtes Gasthaus, zwischen zwei kleinen Dörfern gelegen. In der warmen Jahreszeit ein vielbesuchter Ort, schien es jetzt dem Winterschlaf verfallen zu sein, gleich den Waldtieren, die sich im Sommer bis zu seinen Fenstern wagten.

Als Barbara in die Gaststube trat, sass die Wirtin am runden Tisch, vor sich einen Berg Strümpfe zum Flickern. Am Ofen wärmte sich ihr kranker Mann, und ein junger Student, der sich hier in der Einsamkeit auf das Examen vorbereitete, las in einem Buch. Der Besuch brachte frische Luft mit sich. Erfreut horchten die Wirtsleute auf, als Bar-

bara von gemeinsamen Bekannten sprach. Wohligh warm war es in der kleinen Gaststube. Der Wirt hatte trotz seiner Gicht den Humor nicht verloren und langsam, bedächtig erzählte er aus jenen Jahren, da er als Wildhüter und Skilehrer in den Hochwäldern und Bergen herumgestreift war. Längst brannte die Lampe, als das Mädchen aufschreckte. Der Heimweg! Doch die Wirtsleute beruhigten, es ging ja noch ein Zug das Tal hinauf, den zu erreichen noch genügend Zeit wäre.

Es war längst Nacht, als Barbara vor das Haus trat und die Skier anschnallte, um bis zum kleinen Bahnhof des nächsten Dorfes zu laufen. Die Wirtin schloss hinter sich die Türe, der Lichtschein aus einem Fenster fiel noch spitz auf den Schnee, und dann war es finster um und um. Das Mädchen kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können und nicht von der Spur abzukommen. Es war so dunkel, dass sich die Skifahrerin einige Male bücken musste, um mit der Hand die Wegspur abzutasten. Als sie dann auf einmal vor einer dunklen Wand stand, wusste sie, dass sie am kleinen Stationsgebäude angekommen war. Doch — kein Mensch war zu sehen, kein Fenster erhellt, alles wie im tiefsten Schlaf. Wie ärgerlich, die Wirtsleute hatten sich in der Zeit verrechnet, der Zug war erst später fällig. Wohl oder übel musste die halbe Stunde in Dunkelheit und Kälte abgewartet werden.

Aber wie sich so oft Missgeschick in Glück wandelt, so wurde das kleine Ungemach eine Quelle der Freude für die in der Finsternis Wartende. Die Hände tief in die Taschen gesteckt, stand Barbara regungslos. Sie erblickte über sich den Himmel, reich an Sternen; Milliarden von kleinen und grössern Lichtern, die Verbindung sind zwischen Zeit und Ewigkeit.

Einer aber war heraufgestiegen, ein herrlicher Stern, leuchtend wie eine kleine Sonne, und seine Helle streifte den Grat eines Bergrückens und warf auf ihn einen silbernen Glanz. Mit einem Male wurde dem Mädchen bewusst, warum dieser grosse, helle Stern über den Bergen stand, das Auge des Menschen geheimnisvoll auf sich lenkend. Hatte er denn nicht vor fast zweitausend Jahren drei weisen Königen die Augen geöffnet, so dass sie ihr Land und ihr Volk verliessen, um ihm demütig zu folgen? Heute, ja heute war Dreikönigstag!

Kein Zweifel bestand für Barbara, es musste der Stern von Bethlehem sein, der immer noch den Zauber ausstrahlt, wie ehemals. Er durchdringt die Finsternis der Nacht und entzündet die frierende



*Das Skihäslein*

*Photo H. P. Roth*



Seele des Menschen und den wahrhaft Weisen und kindlich Vertrauenden zeigt er den Weg zur Höhe. Lange, wie gebannt und mit weit aufgerissenen Augen schaute das Mädchen nach dem Stern. Eine eigenartige Fassungslosigkeit bemächtigte sich seiner, die sich langsam in ein unsagbares, nie gekanntes Glücksempfinden wandelte. Und es schlug die Hände vors Gesicht und sprach leise: «Gott.»

Sind dies nicht die Augenblicke, die der menschlichen Seele gegeben werden zu Blicken in die Herrlichkeit des Ewigen?

Als der Zug in den Bahnhof einfuhr, setzte sich Barbara in den einzigen, fast leeren Wagen, und auf ihrem rotgefrorenen Gesicht spiegelte sich die tiefe Freude, die ihr aus dem innern, starken Erlebnis des Dreikönigsterns geworden war.

*Hans Rudolf Schmid*

## D A S   S T U N D E N G L A S

Der Mensch wird ohne Zeitsinn geboren. Das Kind, das in den ersten Lebensjahren Gestern, Heute und Morgen kaum zu unterscheiden vermag, muss erst lernen, dass es Zeit überhaupt gibt. Das Bedürfnis, die unfassbar, stets davoneilende Zeit irgendwo an einem Zipfel zu erhaschen, führte die Menschheit in frühesten Anfängen zur Zeitrechnung. Der Aufblick zu den Gestirnen des Himmels gab den ersten Anhaltspunkt für die primitivste Zeiteinheit, den Tag. Von dieser einfachen Feststellung bis zur astronomischen Berechnung des Schaltjahres oder zur wasserdichten und automatischen Armbanduhr und der Messung von Tausendstelssekunden ist ein weiter Weg. Dazwischen steht das Stundenglas, das die Form eines X hat, also einer unbekanntem Grösse gleicht, und als ein Attribut des Todes auf alten Bildern die Zeit warend symbolisiert. Das unablässige Rieselndes Sandes im Stundenglas mahnt uns an die Vergänglichkeit alles Irdischen, das Umwenden des Glases, wenn der obere Teil leer geworden, der untere je-

doch vollgelaufen ist, an das Wenden des Tages oder auch des Jahres. Das Jahr ist voll geworden, wir empfangen ein leeres, es ist alt geworden und stirbt dahin, wir heissen das neue willkommen, das ihm unmittelbar, ohne die geringste Zwischenpause, auf dem Fusse folgt.

Das Leben des Einzelnen mit seinem Existenzkampf lässt wenig Musse übrig. Die Turbulenz des Geschäfts, der Lärm der Motoren, das Klingeln des Telefons bindet die Sinne des Menschen an das bewegte, offenbar notwendige Durcheinander, das man «Betrieb» nennt. Betrieb ist das Stichwort unserer Zeit, und wir haben uns, eben weil der Betrieb so gross und lebhaft, so zwingend ist, längst abgewöhnt, nach dem Sinn oder Unsinn dieser Vielgeschäftigkeit zu fragen.

Nun steht zwar auf Neujahr weder die Zeit noch die Zeitrechnung still, aber ein guter Teil dessen, was man Betrieb nennt, kommt nach der nervösen Hochkonjunktur der Weihnachtstage mit ihrem Einkaufsfieber endlich ein wenig zur Ruhe.

So haben wir, wenn wir nur wollen, ein wenig Musse, auf das Stundenglas unseres Lebens zu blicken und in der Flucht der Tage und Jahre nach dem Wertbeständigen Ausschau zu halten. In der Tiefe unseres Innern ist irgendwo ein Wissen, eine Ueberzeugung, dass es mit allem Veränderlichen auch unveränderliche Werte geben muss, sozusagen einen festen Hintergrund, auf dem die stete Veränderung sichtbar wird. Es ist wie mit dem Zifferblatt und den Zeigern der Uhr, mit dem Unterschied jedoch, dass sich in der Wirklichkeit nichts exakt wiederholt, und alle Erkenntnisse der Naturwissenschaft deuten darauf hin, dass es im Leben des Menschen wie des ganzen Weltalls keinen Stillstand, sondern nur eine immer weiter fortschreitende Entwicklung gibt, deren Anfang und Ende Ewigkeit, das heisst wohl unserem Vorstellungsvermögen nicht zugänglich sind.

Was bedeutet es schon in diesem Zusammenhang, dass wir vom Jahre 1953 zum Jahre 1954 hinüberwechseln? Eine Kleinigkeit, kaum der Rede wert — und doch, für den Menschen, dessen Lebensdauer im Verhältnis zu Stein und Meer sehr kurz befristet ist, bedeutet ein Jahr allerhand. Das Stundenglas kippt um, die Mahnung klopft an die Tür jedes Herzens, die Erdenfrist nicht töricht zu vertun. Hat Gott uns den Zeitsinn vorenthalten, so haben wir dafür etwas viel Kostbareres empfangen, nämlich das Vermögen, Gut und Böse voneinander zu unterscheiden. Daran ist zu erkennen,